

Shmuel Feiner: Moses Mendelssohn. Ein jüdischer Denker in der Zeit der Aufklärung. Aus dem Hebräischen von Inge Yassur, mit einem Vorwort von Dan Diner. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2009. 222 S., 24,90 €.

Shmuel Feiners schlichter Anspruch, eine Lebensgeschichte zu erzählen, macht die Stärke seines Buches aus. Bereits im Titel nimmt der Autor die zentrale These der Darstellung vorweg: Bei der Bestimmung Mendelssohns als jüdischer Denker bezieht er sich auf eine Forschungskontroverse, die nach der intellektuellen Herkunft des berühmten Berliner Juden fragt. Feiner versucht zu begründen, dass sich Mendelssohns Reifung zum Philosophen unter alleinigem Einfluss seiner jüdischen Umwelt vollzog.

Dem Autor zufolge entdeckte Mendelssohn seine philosophische Bestimmung dank der Lektüre der mittelalterlichen jüdischen Philosophie und seiner

jüdischen Jugendfreunde – Israel Samoscz, Abraham Kisch und Aaron Gumpertz. Der letztere der drei jüdischen Mentoren des jungen Mendelssohn führte ihn in die gelehrten Kreise der preußischen Metropole ein. So deutet Feiner auch die späteren Entwicklungen – die „drei formenden Jahre“ (Kap. 3), von 1753 bis 1755, in denen Mendelssohn mit den Ideen der rationalistischen Philosophie in Berührung kam und seine ersten deutschsprachigen Schriften erschienen, sowie den darauf folgenden Ruhm des Autors von „Phädon“ und „Jerusalem“ – als ein direktes Ergebnis seiner jüdischen Herkunft.

Feiner schreckt nicht vor Widersprüchlichkeiten und Konflikten dieses Lebens zurück, die vielen von Mendelssohns Zeitgenossen und seiner Nachwelt verborgen blieben. Das Buch beginnt mit einer wahren Begebenheit: An einem Abend des Jahres 1780 wurden Mendelssohn und seine Familie bei einem Spaziergang Opfer eines antisemitischen Angriffs. „Eine Horde von Straßenjungen belästigte die Familie mit Rufen wie ‚Juden! Juden!‘ und warf mit Steinen. ‚Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? was haben wir ihnen gethan?‘, fragten seine Kinder entsetzt und verängstigt. Ihr Vater, aufgewühlt, enttäuscht und hilflos, fand in dieser Situation keine klärenden und tröstenden Worte und seufzte nur in unterdrücktem Zorn: ‚Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen?‘“ (S. 9).

Auf die Szene auf einer Berliner Straße lässt Feiner eine Beschreibung der allgemeinen Bestürzung und Trauer nach Mendelssohns Tod folgen. Dieser Wechsel von Schauplätzen gleich zu Beginn des Buches kann als eine polemische Geste gedeutet werden, die sich an die bisherigen Deutungen des Mendelssohn-Phänomens richtet, an Alexander Altmanns Vertreter einer „trostvollen Aufklärung“ und Dominique Bourels „glücklichen“ Juden. Feiner wendet diese Interpretationen in ihr Gegenteil: Er spricht von einer „ungeheure[n] und tragische[n] Spannung zwischen dem liberalen Kämpfer der Aufklärung, dessen Ziel es war, religiösen Fanatismus, politische Unterdrückung und Aberglauben im Namen der Vernunft, der Moral und der Menschlichkeit aus der Welt zu schaffen, und dem empfindsamen und verletzlichen Menschen, der sich angesichts der starken und unbesiegtten Mächte [...] schwach, hilflos und enttäuscht fühlte“ (S. 21). Kritisch beäugt sowohl von Christen als auch von Juden, konnte Mendelssohn im Preußen Friedrichs II. kein glücklicher Jude werden. Und auch wenn er als Philosoph den Optimismus von Leibniz teilte, so blieb er als Jude skeptisch. In den letzten zwei Jahren seines Lebens wurde ihm bewusst, dass sein Traum noch lange nicht in Erfüllung gehen werde:

Vorurteil, Aberglaube, religiöse Schwärmerei und Atheismus ließen die religiöse Toleranz und Aufklärung in die ferne Zukunft rücken.

Mit dem Interesse an Träumen, Enttäuschungen und Verletzungen seines Protagonisten bekämpft Feiner den Mythos, der dem Menschen Mendelssohn anhaftet: Es gelingt ihm vorzüglich, aus einer Symbolgestalt und einem Geschichtstitanen wieder einen Menschen zu machen. Wenn er jedoch den Mythos von Mendelssohn als „Vater des Haskala“ unter die Lupe nimmt, argumentiert er inkonsequent. Die Aussage, Mendelssohn habe weder den ideellen Grund für die jüdische Aufklärung bereitet, noch ihr Programm entworfen, widerspricht nämlich Feiners Bewertung von „Kohélet Musar“ als einer im jüdischen Kontext „revolutionären“ und „subversiven“ Schrift (S. 54–57), mit der Mendelssohn das Monopol der religiösen Elite in Sachen der moralischen Unterweisung gebrochen habe. Auch Feiners Einschätzung der Abhandlung „Jerusalem“ als „die wichtigste Schrift der jüdischen Aufklärung und Ausgangspunkt der jüdischen Diskussion über die Identität des jüdischen Kollektivs in der Moderne und die Bedingungen für sein Weiterbestehen“ (S. 156) steht im Widerspruch zu seiner These, Mendelssohn habe im Projekt der Haskala lediglich „eine Nebenrolle“ (S. 170) gespielt.

Dem Ziel, den Juden Mendelssohn darzustellen, soll Feiners Vordatierung des Mendelssohnschen öffentlichen Wirkens zugunsten seiner Glaubensbrüder in Not dienen. Nach seiner Deutung wurde Mendelssohn nicht, wie dies in der Forschung oft angenommen wird, in Folge der Lavater-Affäre 1769–70 zum Fürsprecher jüdischer Gemeinden, sondern bereits viel früher. 1754 erschien Lessings Drama „Die Juden“, dessen Held ein edler und gebildeter Jude war. Daraufhin meldete sich der Theologe und Orientalist Johann David Michaelis zu Wort, der das Drama als realitätsfern kritisierte. In seiner Argumentation bediente er sich antisemitischer Vorurteile von Juden als einem betrügerischen, dem Christentum feindlich gesonnenen Volk. Michaelis' Rezension empörte Mendelssohn zutiefst. Er brachte seine Gefühle in einem Brief an Aaron Gumpertz zum Ausdruck. Dieses Schriftstück, das Lessing mit einer Erwiderung auf Michaelis' Einwände publizierte, bestimmt Feiner als den Beginn von „Mendelssohns öffentliche[m] Kampf für religiöse Toleranz gegenüber den Juden“ (S. 116). 1754 sei Mendelssohn klar geworden, „dass seine Berufung nicht allein in der ersehnten philosophischen Theorie bestand: Er musste für das kämpfen, was sich als Konsequenz aus der Vernunft, dem Naturrecht und der Humanität ergab – dass Juden auch Menschen sind“ (S. 49). Die Interpretation des Briefes als Mendelssohns „erste[r] Artikel gegen religiöse Intole-

ranz“, mit dem es „zu einer bedeutenden historischen Wende“ gekommen sei (S. 47), ist zu hinterfragen: Es ist nämlich mehr als fraglich, dass Mendelssohn beim Verfassen dieses Textes die Öffentlichkeit im Sinne hatte. Aber auch wenn der Autor in Bezug auf den Mythos von Mendelssohn als „Vater der Haskala“ inkonsequent argumentiert und einen Quellentext allzu großzügig deutet, so verringert das nicht die Qualität seiner hervorragenden Darstellung. Sie macht nämlich beide Seiten von Mendelssohns Biographie sichtbar: Zum einen die düstere und verdrängte Biographie eines Juden, der sein Leben lang das Judentum verteidigen musste und die Grenzen der Aufklärung am eigenen Leibe erfuhr; zum anderen die Geschichte eines erfolgreichen und allgemein bewunderten jüdischen Intellektuellen.

Grażyna Jurewicz, Berlin